

Beziehungsweisen, queer-lesbische (1950–1970)

Elena Marie Mayeres und Katja Patzel-Mattern

Queer-lesbische Beziehungsweisen zentrieren

Wonach suchen wir in der Vergangenheit, wenn wir ›queer-lesbische‹ Geschichte schreiben? Der Begriff Lesbe und das damit verbundene Identitätskonzept hat sich erst in den frühen 1970ern durchgesetzt. Und genauso, wie der Begriff Lesbe ein Kind der 1970er Jahre ist, sind der Begriff und das Konzept queer ein Produkt der 1990er Jahre. Beide Begriffe sind zeitgebunden und können nicht problemlos auf die Vergangenheit zu übertragen werden. In den historischen Begriffen (Bubi, Urninde, Kesse Väter, Freundin, Skorpiongeborene) sind andere, historische Vorstellungen von Geschlecht und Sexualität aufgehoben. Vorstellungen, die durch den Begriff ›lesbisch‹ verkürzt werden und zudem in einem politischen Begriff von queer nicht aufgehen.

Ziel unserer Forschung und unseres Forschungsprojektes¹ ist es daher nicht queer-lesbische Identitäten in der Vergangenheit zu suchen, sondern Praktiken und Arten und Weisen Beziehungen und Geschlecht anders zu leben zu entdecken.²

1 Wir erforschen in unserem Forschungsprojekt die Geschichte von queer-lesbischen Beziehungsweisen in Baden-Württemberg nach 1945. Forschungsprojekt: »Zwischen Unsichtbarkeit, Repression und lesbischer Emanzipation – Frauenliebende* Frauen im deutschen Südwesten 1945 bis 1980er Jahre«; weitere Informationen und Forschungsergebnisse werden laufend auf der Website und dem Blog des Projektes veröffentlicht: <https://www.uni-heidelberg.de/fakultaeten/philosophie/zegk/histsem/mitglieder/patzel-mattern/frauenliebendefrauen.html>.

2 Wir verstehen Identität, Geschlecht und Begehren dabei sozialkonstruktivistisch, als Ausdruck von Beziehungen und Beziehungsweisen. Hierzu auch Bini Adamczak, *Beziehungsweise Revolution, 1917, 1968 und Kommende* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2017): 251.

Wonach suchen wir also, wenn wir queer-lesbische Zeitgeschichte schreiben? Wir suchen nach queeren Beziehungsweisen – nach Praktiken der Relationalität. Diese können, müssen jedoch nicht identitätsstiftend sein. Was in ihnen ausgehandelt wird und sich in ihnen ausdrückt, sind imaginierte und realisierte Vorstellungen von Geschlecht und Begehren. Identität wird in dieser Perspektive zu einer »relationalen Positionalität«³, sie wird zum Ausdruck von Beziehungsweisen. Queerness verstehen wir, der Historikerin Jennifer Evans folgend, »not as an identity category but as a set of relations produced by and through shifting and unequal dynamics of power«.⁴ Der Blick auf diese Relationen erlaubt es uns, die strukturellen Bedingungen queerer Praktiken intersektional zu analysieren. Dabei rückt die Frage ins Zentrum, wie Queerness gelebt wurde. Welche Praktiken und welche Arten und Weisen, Beziehungen zu leben, können als queer-lesbisch oder einfach »anders« gelesen werden?

Queer-lesbische Beziehungsweisen in den 50er und 60er Jahren zwischen Freund*innenschaft und Butch-Femme

Nicht-heteronormative Beziehungsweisen können nur im Verhältnis zu den meist heterosexuellen Beziehungsnormen ihrer Zeit gedeutet werden. In der westlichen Zeitgeschichte bildet Heterosexualität die hegemoniale Norm, nach der Beziehungen, Leben und Lieben organisiert waren. Westeuropäische Zeitgeschichte zu schreiben, bedeutet deswegen auch immer die Geschichte von Heterosexualität zu schreiben.⁵

In der Zeit nach 1945 galt die bürgerliche Kleinfamilie in Deutschland als Norm gelingender Beziehungen und als das Ideal der heteronormativen gesellschaftlichen Ordnung. Orientiert am Versorgermodell, das entlohnte Erwerbsarbeit und unentgeltliche Haus- und Sorgearbeit geschlechtergetrennt konzipierte, war das Ideal der bürgerlichen Kleinfamilie vielfältig exklusiv. Es war weiß, bürgerlich, christlich, ableistisch und heterosexuell konzipiert und konstruierte so Alleinerziehende, queere Familien, Familien, in denen beide

3 Adamczak, *Beziehungsweise*, 252.

4 Jennifer V. Evans, *The Queer Art of History: Queer Kinship after Fascism* (Durham; London: Duke University Press, 2023): 3.

5 Jeffrey Weeks, Catherine Donovan and Brian Heaphy, *Same Sex Intimacies: Families of Choice and Other Life Experiments* (London; New York: Routledge, 2001).

Elternteile erwerbstätig waren, nicht-christliche Familien, migrantische Familien, sogenannte unvollständige Familien und viele mehr als defizitär. Dabei entsprachen die in Deutschland nach 1945 gelebten Beziehungen infolge des Krieges und der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft vielfach nicht dem kleinfamiliären Ideal.⁶ Dies hat bereits die ältere Studie von Regina Böhne gezeigt. Jüngst machten insbesondere die Arbeit von Kirsten Plötz zu ›alleinstehenden‹ Frauen in der Bundesrepublik aber auch die Untersuchung von Sybille Buske zur Geschichte der Unehelichkeit auf die pluralen Lebensformen innerhalb der frühen BRD aufmerksam.⁷

Doch gerade, weil die gelebten Familienpraktiken vielfältiger waren, schien die ideologische Verankerung des Konzeptes der Kleinfamilie so bedeutend. Es stellte in der jungen Bundesrepublik einen zentralen Bezugspunkt der zu etablierenden demokratischen Ordnung dar. Diese neue demokratische Ordnung grenzte sich damit von kollektivistischen Vorstellungen oder zentralen Steuerungsansprüchen sowohl des nationalsozialistischen als auch des neu entstehenden sozialistischen Staates in der DDR ab. Die Kleinfamilie sollte zwar Keimzelle des Staates sein und seine Ordnung spiegeln, sich zugleich aber in Privatheit und möglichst unabhängig von dessen Zugriff organisieren. Diese Privatheit war jedoch Privileg der Familien, die dem hegemonialen Ideal entsprachen, Abweichungen von diesem Modell, wie zum Beispiel queere Beziehungsweisen, wurde staatlich reguliert und sanktioniert.⁸

Freund*innenschaften und Frauenfamilien

Das Leben außerhalb der bürgerlichen Kleinfamilie wurde als defizitär verstanden und war kaum als (selbst-)bewusste Entscheidung kommunizierbar

- 6 Kirsten Plötz, »Wo blieb die Bewegung lesbischer Trümmerfrauen?« in *Forschung im Queerformat*, ed. Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Bielefeld: transcript, 2014): 71–86.
- 7 Sybille Buske, *Fräulein Mutter und ihr Bastard. Eine Geschichte Der Unehelichkeit in Deutschland 1900–1970* (Göttingen: Wallstein Verlag, 2004): 66ff; Regina Böhne, *Das Geschick der 2 Millionen. Die Alleinlebende Frau in unserer Gesellschaft, Düsseldorf 1960* (Düsseldorf: Deutscher Bücherdienst, 1960); Kirsten Plötz, *Als fehle die bessere Hälfte: ›Alleinstehende‹ Frauen in der frühen BRD 1949–196* (Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag, 2005).
- 8 Die Straffreiheit von Vergewaltigungen innerhalb der Ehe und die gleichzeitige strafrechtliche Verfolgung von Abtreibung, genauso wie beispielsweise die Reglementierung von Wohnformen außerhalb der Ehe durch den Kuppeleiparagrafen verdeutlichen, diese Privatheit war ein Privileg, welches nicht allen zustand.

und erkennbar.⁹ Das galt auch für queere Lebensformen. Familie und Queerness wurden nach 1945 als einander ausschließend konstruiert. Queerness wurde als ›Beziehungslosigkeit‹ gedeutet. So wurden beispielsweise Frauen, die mit anderen Frauen zusammenlebten, statistisch als alleinstehend gezählt. Beziehungen außerhalb der Kleinfamilie – insbesondere zwischen Frauen – wurden so gesellschaftlich unsichtbar gemacht.¹⁰ Das hatte Auswirkungen auch auf die Menschen, die in diesen Beziehungen lebten. Die autobiografischen Erinnerungen des Diplomaten und Journalisten Uwe-Karsten Heyes machen dies deutlich. In seiner Familiengeschichte »Vom Glück nur ein Schatten« beschreibt er die nachträgliche Interpretation seiner Familie:

»Was aber war und wurde Norah für Ursula [die Mutter Uwe-Karsten Heyes, Anm. d. A.] Eine Freundin – es war wohl mehr. Sie fanden sich über die Musik, und sie liebten sich. Zwei junge Frauen, die eine Mitte Zwanzig, die andere zehn Jahre älter. Wir wurden eine Familie. Zusammengeschweißt in den ersten Nachkriegsjahren. [...] Ursula und Norah. Sie waren, das sehe ich heute, über viele Jahre ein Paar. Unzertrennlich, beide mit vielen schmerzenden Wunden, halfen sie sich über diese Zeit hinweg, im westlichen Deutschland der 50er Jahre, die noch so viel braune Färbung hatte und kleinbürgerliches Karo auch. Für uns Kinder damals in Mainz waren die beiden Frauen überlebenswichtig. Ihre Liebe war unsere Zuflucht. Ihre Herzlichkeit im Umgang miteinander bestimmte den Ton unseres Alltags in ihrer Nähe. Alles, was beiden wichtig war, Theater, Musik, Fürsorglichkeit und Zärtlichkeit, war auch uns wichtig. Sie waren wie ein unsichtbarer Schutz, der den Alltag um uns erträglich machte [...].«¹¹

Das Zitat spricht von der Unsichtbarkeit und Unerkennbarkeit lesbischer Beziehungsweisen in den 50er Jahren. Sie verbergen sich hinter geteilten schmerzvollen Erfahrungen und Verlusten ebenso wie hinter gemeinsamen bildungsbürgerlichen Interessen wie der Musik und dem Theater. Diese

9 Laura Doan, *Old Maids to Radical Spinsters: Unmarried Women in the Twentieth-Century Novel* (Urbana: University of Illinois Press, 1991).

10 Kirsten Plötz »Natürlich, heilig und gesund – Die normative Ehe und Familie in der Bundesrepublik«, in *Was soll ich Euch denn noch erklären?*, ed. Kirsten Beuth (Gelnhausen: TRIGA-Verlag, 1998), 57–73.

11 Uwe-Karsten Heye, *Vom Glück nur ein Schatten. Eine deutsche Familiengeschichte* (München: Blessing, 2004): 75 und 118.

beiden Elemente prägen auch noch die retrospektive Erzählung Uwe-Karsten Heyes. Aber die erinnernde Rückschau wird um das Element der Liebe zwischen zwei Frauen ergänzt. Diese wird als über die Freundschaft hinausgehend qualifiziert. Erst fünfzig Jahre später ist es dem Autor, dem eigenen Bekunden nach möglich, die Beziehung zwischen seiner Mutter und ihrer Freundin als Liebesbeziehung zu verstehen. Dies geschieht zum einen aus der Distanz des erwachsenen Mannes, zum anderen aber auch nach dem ›lesbian-baby-boom‹ Anfang der 2000ern vor dem Hintergrund eines zu dieser Zeit bereits etablierten queeren politischen Diskurses und einer neuen Sichtbarkeit vor allem weiß-bürgerlich-lesbischer Paare mit Kindern. Der US-amerikanische ›lesbian-baby-boom‹ der frühen 2000er Jahre¹² erreichte gegen Ende des Jahrzehnts auch Deutschland.¹³ In den 1950er Jahren hingegen blieb die queere/lesbische Beziehung vielfach hinter der vermeintlich asexuellen Frauenfreundschaft verborgen – nicht nur in der Öffentlichkeit, auch innerhalb der Familie. Nur wenige lasen Frau-Frau-Beziehungen als romantisch. Grundsätzlich gilt, dass queer-lesbische Beziehungsweisen im Sinne nicht-heteronormativer Formen des Zusammenlebens im hegemonialen Vokabular der 50er Jahre kaum erkennbar oder beschreibbar waren. Das Zitat macht aber auch darauf aufmerksam, dass die nicht-heteronormativen Beziehungen der Nachkriegszeit keineswegs flüchtig waren. Sie etablierten sich auch als alternative Sorgemodelle und Familienformen im Privaten. Die in ihnen lebenden Frauen wurden öffentlich trotzdem als einsam, weil vermeintlich alleinstehend, wahrgenommen. In der Rekonstruktion dieser nicht-hegemonialen Beziehungsweisen liegt auch die Chance einer alternativen Geschichte von Familie und Beziehung außerhalb der Kleinfamilie. Sichtbar wird Queerness/Lesbisch-Sein hier nicht als Identität, sondern als Praxis, als eine andere Art und Weise Familie und Beziehung zu leben.

Wie Kirsten Plötz entlang der Debatte um Frauenfamilien zeigen konnte, waren diese als asexuell konstruierten Beziehungsweisen selbstverständlicher Teil der Gesellschaft. Die Unsichtbarkeit ihrer Queerness ermöglichte ih-

12 Sarah Dionisius, »Wie Ein Mensch Zweiter Klasse«. Reproduktionsmedizin, Heteronormativität Und Praktiken Der Aneignung«, in *Familie Und Normalität. Diskurse, Praxen Und Aushandlungsprozesse*, Hg. Anne-Christin Schondelmayer et.al. (Opladen: Verlag Barbara Budrich, 2021): 304.

13 Exemplarisch für den anglophonen Kontext: Kath Weston, *Families We Choose: Lesbians, Gays, Kinship*. Between Men – between Studies Lesbian and Gay Studies (New York: Columbia Univ. Pr, 1991) Für den deutschsprachigen Raum vgl. Uli Streib, *Von nun an nannten sie sich Mütter. Lesben und Kinder* (Berlin: Orlanda Frauenverlag, 1991).

re Akzeptanz. Die Externalisierung, also Privatisierung von Reproduktions-, Familien- und Sorgearbeit schuf einen von der Öffentlichkeit getrennten privaten Raum des Weiblichen.¹⁴ Gerade diese Privatisierung und Unsichtbarkeit konnte sich als ermöglichend für nicht-heteronormative Beziehungen erweisen. Indem sich Frauenbeziehungen die fehlende gesellschaftliche Benennbarkeit ihrer Lebensweise aneigneten, schützten sie diese zugleich. Diese Privatisierung erlaubte eine alltägliche Selbstverständlichkeit, die sich nicht einfach als Praktik des Versteckens deuten lässt.¹⁵

Die Forschung zu der Zeit vor dem Nationalsozialismus, in den 1920er und frühen 1930ern, belegt, dass vor allem weiße, bürgerliche Frauen die Unsichtbarkeit von Frauenbeziehungen in der Mehrheitsgesellschaft bewusst genutzt haben, um den nicht-heteronormativen Charakter ihrer Beziehungen zu schützen. Damals gängige Konzepte wie das der Freundinnen-Ehe zeugen davon.¹⁶ Heyes Erzählung deutet daraufhin, dass Frauen in den 50ern, bewusst oder unbewusst, hieran anknüpften und ihre Beziehungen auf die gleiche Art schützten.

Bubi-Damen-Beziehungsweisen

Genauso wie die scheinbar ›unsichtbaren‹ Frauenfreund*innenschaften und Frauenfamilien, prägten Bubi-Damen-Beziehungen oder Butch-Femme-Beziehungen queer-lesbische Geschichte. Beide werden in der queeren Ge-

-
- 14 Karin Hausen »Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere« – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben,« in *Sozialgeschichte der Familie in Der Neuzeit Europas*, ed. Conze Werner (Stuttgart: Klett, 1976): 363–394.
 - 15 Unter anderem: Benno Gammerl, *anders fühlen. Schwules und lesbisches Leben in der Bundesrepublik. Eine Emotionsgeschichte* (München: Carl Hanser Verlag, 2021): 84ff; Kirsten Plötz, *Lesbische Alternativen. Alltagsleben, Erwartungen, Wünsche* (Königstein im Taunus: Ulrike Helmer Verlag, 2005).
 - 16 Pioniercharakter für den deutschsprachigen Raum hatte die Arbeit von Hanna Hacker, *Frauen* und Freund_innen. Lesarten ›weiblicher Homosexualität‹, Österreich, 1870–1938*, (Wien: Zaglossus Verlag, 2015) hier vor allem S. 146–252. Einschlägig für die Zeit der Weimarer Republik: Laurie Marhoefer, *Sex and the Weimar Republic: German homosexual emancipation and the rise of the Nazis* (Toronto University: Toronto Press, 2015), hier v.a. 52–78.

schichte oft als Prototypen queer-lesbischer Beziehungsweisen gelesen.¹⁷ Bubi-Damen-Beziehungen prägten als genderqueere Beziehungen vor allem die 1920er Jahre, waren aber auch schon früher sichtbar. Sie waren geprägt durch ein Spiel mit Geschlecht und Begehren, innerhalb derer die Personen verschiedene Geschlechterausdrücke verkörperten und mit Männlichkeit und Weiblichkeit einen spielerischen Umgang fanden. Im Gegensatz zu den vermeintlich asexuellen Freund*innenschaften waren sie öffentlich erkennbar als nicht-heterosexuelle Beziehungsweisen und als andere Formen, Gender zu leben. Während Frauenfreund*innenschaften Privatheit symbolisierten, standen Bubi-Damen-Beziehungen für eine Geschichte sichtbarer queer-lesbischer Beziehungsweisen.

In der Gegenüberstellung von Frauenfreund*innenschaften und Bubi-Damen-Beziehungen/Butch-Femme-Relations wurde innerhalb der aktivistischen Geschichtsschreibung der 1980er Jahre und danach die Frage nach der ›richtigen‹ Art und Weise, queer-lesbische Beziehungsweisen zu leben, prominent verhandelt.

Die Frage, wie queer-lesbische Beziehungsweisen gelebt werden sollen und wie Geschlecht auszuhandeln sei, prägte die deutschen Debatten auch schon in den 1950er Jahren, wie ein Leserbrief in der ›Wir Freundinnen‹ zeigt.

Die Zeitschrift ›Wir Freundinnen‹ erschien 1951 und 1952 in Hamburg. Der Titel der Zeitschrift schloss sprachlich an die Freund*innenkultur der 1920er und 1930er Jahre an – insbesondere an die Publikation ›Die Freundin‹. 1951 erschien in der Zeitschrift ein Leserbrief, der sich mit der Frage von queerer Sichtbarkeit und Privatheit kritisch auseinandersetzte. Die Verfasserin, die aus dem heutigen Baden-Württemberg stammte, setzte sich in ihrem Brief für einen politischen Ansatz analog zu den homophilen Politiken schwuler Männer ein:

»Auch wir sollten uns bemühen, durch Aufklärung – und vor allem durch unsere Gesinnung – eine allgemeine, tolerantere Ansicht über uns und unserer Liebe Bahn zu brechen. (...) Gewiß, [sic!] man braucht sich kein Schild umzuhängen: ›Ich bin so!‹ und es in alle Welt hinausschreien. Es gibt Typen, die sich so auffällig benehmen, daß [sic!] man ihnen schon auf zehn Schritte Entfernung ansieht, wes Geistes Kind sie sind. Ich finde, das paßt [sic!] nicht zu

17 Martha Vicinus, »They Wonder to Which Sex I Belong: The Historical Roots of the Modern Lesbian Identity,« in *Feminist Studies* 3, no. 18 (1992): 467–97; Sabine Fuchs, *Femme/Butch: Dynamiken von Gender und Begehren* (Berlin: Querverlag, 2020).

wirklichen Frauen – ganz gleich, ob sie männlich oder weiblich empfinden. Aber es gibt andere Gründe an denen wir erkannt werden können – Wir haben zum Beispiel keine Freunde; man wundert sich und fragt. Man soll uns ja gar nicht anerkennen, aber in Ruhe lassen mit allem blöden Geschwätz und allen zweideutigen Anspielungen.«¹⁸

Interessant ist vor allem die Gegenüberstellung von »auffälligen« Ausdrucksweisen von Queerness und solchen, die die Verfasserin des Briefes als angemessen wahrnimmt. Dabei erscheint ihr all das auffällig, was äußerlich und für alle eindeutig wahrnehmbar auf das eigene Begehren als »anders« verweist. Gemeint sein dürften auch all jene Ausdrucksweisen von Geschlecht, die heteronormative Vorstellungen unterliefen oder mit der Geschlechterbinarität spielten. Es ist zunächst das weibliche Aussehen, das den Vorstellungen gängiger Weiblichkeit der Zeit entsprechen sollte, damit einhergehend aber vor allem auch das weibliche Benehmen, welches die Verfasserin des Leser*innenbriefes zu beeinflussen sucht. Dabei argumentiert sie durchaus im Sinne der Mehrheitsgesellschaft ihrer Zeit. Forderungen nach Anpasstheit und Zurückhaltung prägen die Diskurse über Weiblichkeit. Im »Einmal Eins des guten Tons«, einem damals populären Benimmratgeber, wurde Frauen nahelegt, dass es »nie schön [sei], wenn die Frau [...] der aktive Teil ist. [...] immer ist für die Frau Zurückhaltung besser«.¹⁹ Mit ihrer Forderung an Frauen, die anders begehrten, angepasst und unsichtbar zu bleiben, schrieb die Leserbriefschreiberin sich in den hegemonialen Weiblichkeitsdiskurs der 1950er ein.²⁰ Zudem lässt sich die Forderung nach Anpassung und Unauffälligkeit im Kontext der Diskussionen homophiler Kreise deuten.²¹ Queere Beziehungsweisen wurden innerhalb dieser Kreise als Privatsache verstanden. Die Autoren homophiler Zeitschriften wie »Die Freundschaft« oder »Der Weg«, forderten die Privatheit queerer, in diesem Kontext vor allem schwuler

18 S.B. »Brief an Charlott«, »Wir Freundinnen: Monatsschrift für Frauenfreundschaft 1, no. 1 (Oktober 1951): 24.

19 Getrud Oheim, *Einmaleins des guten Tons*, (Gütersloh: Bertelsmann Ratgeberverlag Reinhard Mohn, 1955): 132.

20 Zu Weiblichkeitsnormen in den 1950er im Kontext lesbischen Lebens: Irene Beyer, »Lesbische Existenz in Zeiten restaurativer Politik. Die BRD der 50er und 60er Jahre«, (Dipl.-Arbeit, Freie Universität Berlin, 1995).

21 Volker Janssen, *Der Weg zu Freundschaft und Toleranz. Männliche Homosexualität in den 50er Jahren* (Berlin: Rosa Winkel Verlag, 1984).

Beziehungsweisen. Indem sie nach außen unerkennbar blieben, so die Überlegung, sollten gesellschaftliche Anerkennung und eine mögliche Legalisierung schwuler Beziehungsweisen bürgerlicher Männer gefördert werden. Doch eine solche Privatisierung von Queerness setzte voraus, dass die Betroffenen über Privatheit verfügen, informelle Privatheit genauso wie räumliche Privatheit. Dies war jedoch in den 1950er Jahren und darüber hinaus ein Privileg, welches an Klassenstatus, Geschlecht und Race gebunden war.²²

Anhand des Leser*innenbriefs, so lässt sich zusammenfassen, werden zwei Modi queer-lesbischer Beziehungsweisen in den 1950er Jahren erkennbar, die hier typisierend gegeneinander gestellt wurden, eine angepasste und unsichtbare Beziehungs- und Ausdrucksweise und eine subversive und vor allem sichtbare Ausdrucksweise. Die von der Autorin mobilisierten bürgerlichen Geschlechterbilder spiegelten sich auch in anderen Artikel der Zeitschrift ›Wir Freundinnen‹ wider. In Kategorien wie ›Charlott fragt‹ wurde ein hegemoniales Bild bürgerlicher Weiblichkeit reproduziert. Die Leser*innen wurden beraten hinsichtlich des vorteilhaftesten Haarschnitts, der perfekten Lippenstiftapplikation oder der Frage, was es bedeutet, »charmant« aufzutreten.

Zugleich positionierte die Schreiberin in ihrem Leser*innenbrief subversive Ausdrucksweisen von Queerness. Diese waren scheinbar auch in der ungenannten schwäbischen Kleinstadt, in welcher die Verfasserin lebte, sichtbar. Vor diesen Hintergrund liegt es nahe anzunehmen, dass die in dem Zitat beschriebenen »auffälligen Typen« auch bundesdeutsch in den fünfziger Jahren sichtbar wurden. Diese performativen Grenzüberschreitungen wertete die Verfasserin des Textes als wenig dienlich für emanzipative Bestrebungen.²³ In der Bewegungszeitschrift ›Lesbenstich‹ wurde diese Kritik 1983 referiert und auf die damals aktuellen Debatten um Butch-Femme-Relationen bezogen.²⁴

22 Gammerl, *anders fühlen*, 78–87.

23 Homophile Politiken, also die Vorstellung die Akzeptanz queerer Beziehungsweisen wäre nur durch die Anpassung an bürgerliche Normen zu erreichen waren in den 1950er weit verbreitet und wurden transnational diskutiert. Zu transnationalen homophilen Politiken vgl. auch: David S. Churchill, »Transnationalism and Homophile Political Culture in the Postwar Decades«, in *GLQ: A Journal of Lesbian and Gay Studies*, 15, no. 1, (2009): 31–65.

24 »Darin (Zitat aus ›Wir Freundinnen‹) wird sehr deutlich, daß diese Bubi-Dame-Darstellung ein offensives Aufbegehren gegen die heterosexuelle Umwelt bedeutete, das vielen Lesben zu radikal war.« In: »Nachrichten Aus Der Bewegung.« in *LesbenStich: Das Lesbenmagazin für den aufrechten Gang* 2 (1983): 31.

Im Lesbenstich wird der Brief als Beispiel für die als angepasst und anti-emanzipatorisch bewerteten Ansichten innerhalb der 1950er Jahre herangeführt und den eigenen Vorstellungen über emanzipative Beziehungsweisen – Butch-Femme-Relations – entgegengestellt. Diese Interpretation des Leser*innenbriefes lässt sich historisch schwer nachprüfen. So muss unklar bleiben, ob der Text aus ›Wir Freundinnen‹ von 1951 tatsächlich Bubi-Damen-Beziehungsweisen kritisierte oder ob im ›Lesbenstich‹ vielmehr im Rückgriff auf den historischen Brief Positionen der 1980er Jahre verhandelt wurden. Klar ist aber in dem Leserbrief wurde verhandelt wie queer-lesbische Beziehungsweisen gelebt werden sollten, ein Thema, welches die Aktivist*innen der 1980er aus ihrer zeitgeschichtlichen Perspektive diskutierten.

Unabhängig von der Zielrichtung der Kritik dokumentiert der Leser*innenbrief die Parallelität von öffentlich unsichtbaren Frauenfamilien und -beziehungen, wie Heye sie beschreibt und wie die Verfasserin des Briefes sie präferiert, und öffentlich sichtbaren Bubi-Damen-Beziehungsweisen oder einer weiblichen Männlichkeit im Sinne des US-amerikanischen Anglisten und Queer- und Gendertheoretiker Jack Halberstams.²⁵

Unsichtbarkeit und Sichtbarkeit bedingen einander – auch, aber nicht nur in den 1950er und 1960er Jahren. Als Formen queer-lesbischen Lebens werden sie in Medien zueinander in Beziehung, in Ergänzungs- oder Konkurrenzverhältnisse gesetzt. Damit ist zugleich darauf verwiesen, dass diese Medien (Zeitschrift, Buch) und die genutzten Formate (Leser*innenbrief, Erinnerungsroman) selbst ebenso wie ihre Rezeption (Antwort, Verfilmung) als Ausdruck wie Repräsentation queer-lesbischer Beziehungsweisen gedeutet werden können.²⁶ Die Praxis des Leser*innenbriefes ist ebenso wie die des Erinnerungsromans selbst eine Form der Beziehungsweise. Dabei kann die Zeitschrift als gegenöffentlicher Ort in der betrachteten Zeit der 1950er Jahre gedeutet werden, als Bezugspunkt, der neue Relationen möglich macht, vor allem in der Provinz. Der Erinnerungsroman hingegen ist in der vorliegenden Form Teil der massenmedialen Öffentlichkeit der Gegenwart, der vergangenen Beziehungen in Reflexion der Normen und Werte seiner Zeit neue Bedeutung zumisst. In beiden Fällen entsteht jedoch im Schreiben und Lesen eine Beziehung zwischen Leser*innen und Artefakt. In Auseinandersetzung

25 Jack Halberstam, *Female Masculinity* (New York: Duke University Press, 1998).

26 Zu der Bedeutung virtueller Räume wie unter anderem Zeitschriften und Romanen: Adrian de Silva und Muriel Lorenz, »Virtuelle Räume,« in *Handbuch Queere Zeitgeschichte I. Räume*, ed. Andrea Rottmann et al. (Bielefeld: Transcript Verlag 2023): 137–146.

mit der Zeitschrift und dem Erinnerungsroman können queer-lesbische Beziehungsweisen einen Ausdruck finden – sei es zeitgenössisch, sei es retrospektiv. Ebenso werden aber in den jeweiligen Medien zugleich die Performanzen und die Beziehungsweisen, in denen sich Queerness Ausdruck verleihen kann, reglementiert und strukturiert.

Fazit – Die Geschichte queer-lesbischer Beziehungsweisen denken

Queer-lesbische Beziehungsweisen wurden durch eine Gesellschaft, die nur die heterosexuelle Ehe und Familie als Beziehungsweisen anerkannte, oft unsichtbar gemacht. Doch diese Unsichtbarkeit hatte Grenzen. Sie hatte Grenzen in der Privatheit, wo sich nicht-heteronormative Beziehungsweisen realisierten. Sie hatten aber auch Grenzen in der Öffentlichkeit, wo in der Performanz, der Darstellung des eigenen Geschlechts oder Begehrens mehrheitsgesellschaftliche Erwartungen oder Sehgewohnheiten herausgefordert wurden. Auch wenn heteronormative und männlich-zentrierte Diskurse die Deutung angemessenen Zusammenlebens und weiblichen Benehmens dominierten, konnten sie diese nicht monopolisieren. Im Alltag, in der Stadt ebenso wie im Kleinstädtischen oder Ländlichen, war Queerness präsent – nicht immer, aber manchmal auch auf den ersten Blick.

Queerness/Lesbisch-Sein trat uns dabei nicht primär als Identität entgegen, sondern als ein Ensemble von Praktiken, die sich in persönlichen Beziehungsweisen, beispielsweise als Paar mit Kindern, oder in Beziehungen im öffentlichen Raum, beispielsweise im Straßen- oder Stadtraum, ausdrücken und darstellen konnten. Die gesellschaftlichen Bedingungen der jeweiligen Zeit prägten dabei die Formen und Möglichkeiten, die diese Beziehungsweisen annehmen konnten. In diesen Beziehungsweisen schufen die Akteur*innen soziale Räume der Nicht-Heteronormativität. Diese Beziehungsweisen konnten gesellschaftlich intelligibel (also erkennbar) sein, wie für die in dem Leser*innenbrief erwähnten Personen, oder unsichtbar, wie die Frauenfamilien aus Heyes Kindheit. Diese Beziehungsweisen konnten flüchtig sein, wie der Auftritt auf der Straße, oder sie konnten langjährige Netzwerke sein, wie das zwischen Ursula Heye, ihren Kindern und ihrer Freundin Norah. Sie konnten gegenöffentliche Orte wie die Zeitschrift ›Wir Freundinnen‹ schaffen und Institutionen wie die Ehe infrage stellen. Queere Beziehungsweisen konnten aber auch heteronormative Institutionen wie die Ehe oder bürgerliche Geschlechterbilder reproduzieren und stärken, wenn sie

das zurückhaltende Benehmen ›richtiger Frauen‹ beschworen. Das Konzept der Beziehungsweisen erlaubt es uns, eine scheinbar heteronormative Vergangenheit zu queeren und das nicht-heteronormativen Potential der Modi zu zeigen, in denen historische Akteur*innen gelebt und ihre Beziehungen verstanden haben. Dabei bekommen wir in der Retrospektive vor allem weiße, bürgerliche Menschen und ihr Leben in den Blick. Es gibt wenige Quellen, die uns verraten, wie unter anderem Race, Religion, Klasse und Ableismus queere Beziehungsweisen in den 50er und 60er Jahren geprägt haben. Die Schriften jüdischer, schwarzer und/oder PoC Aktivist*innen aus den 70er, 80er und 90er Jahren machen uns jedoch auf die strukturellen Unterschiede aufmerksam, die nicht-heteronormative Beziehungsweisen formen und prägen, genauso wie die Bewegung der Prololesben und der Krüppellesben. Mit dem Entstehen neuer subkultureller und gegenhegemonialer Räume in den 70er Jahren und der Alternativbewegung pluralisierten sich Diskurse um queer-lesbische Beziehungsweisen. Der neue politische Impetus ›Das Private ist Politisch‹ machte die Frage, wie, mit wem und in welchen Beziehungsweisen leben, zum Thema der Bewegung schlechthin. In Kinderläden, Hausprojekten und Frauen-Lesben-WGs wurden neue Formen von Beziehungsweisen ausprobiert, aber auch außerhalb der politischen Szene veränderten sich die Möglichkeitsräume queer-lesbischen Lebens. Gleichzeitig wurden Ausschlüsse innerhalb der Bewegung stärker thematisiert und reflektiert, vor allem von den Betroffenen selbst. Mit der Formulierung des Kollektivsubjekts ›Lesben‹ und der damit einhergehenden Formulierung einer Vorstellung vom ›richtigen‹ lesbischen Leben, wurden die Ausschlüsse und die Brüchigkeit sowohl der Identität Lesbe manifestiert.